Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 4 (1914)

Heft: 40

Artikel: Ein Erbteil [Fortsetzung]

Autor: Bosshart, Jakob

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-641404

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 40 — 1914 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | den 3. Oktober

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Pflüger.

Von Viktor Hardung.

O trau der Sonne, glaube deiner Erde!
Ihr Bund ist ewig und ist ewig neu;
Lenk, junger Pflüger, deine starken Pferde
Und furch die Scholle deiner Väter treu.

Und kommt ein Tag, daß über deiner Ahnen
Gefriedet Grab ein wilder Heerruf gellt,
Von goldenen Adlern und von roten Fahnen
Ein Schlachtgestürm in deine Ernte fällt —

Ihm wird ein Abend, da die Schwerter schweigen.
Dann stürz die Scholle über Haß und Tod:
Ein neuer Tag läßt neue Aehren steigen
Und war wir lieben, das braucht immer Brot.

Ein Erbteil.

Von Jakob Boßhart, Zürich.

2

Einmal, an einem Sonntag nachmittag, als er mit Pauli im Wald ein Weihennest ausgenommen hatt und und sie sich durch das gemeinsame Wagnis enger verbunden fühlten, als sonst, nahm Blasi wieder einen Anlauf: „Du, sei jetzt so gut und sag' es mir!" — „Was denn?" gab Pauli zurück. — „Du weißt es schon." — „Gar nichts weiß ich, es war ja alles nur Spaß", lachte Pauli gezwungen und lief davon.

Als ein Jahr darauf Pauli starb, zuckte in Blasi im ersten Augenblick eine heimliche, teuflische Freude auf, ein leises Wetterleuchten, das eine ferne Wolke umsäumt. Er empfand es als Erleichterung, daß einer weniger war, der „etwas" von ihm wußte. In der Nacht darauf, während er darüber nachsann, wie seltsam es sei, daß jetzt Pauli kalt und gefühllos wie ein Klafterscheit in der Vorderkammer liege, stand auf einmal ein frecher Gedanke vor ihm auf: „Wenn der Meister und die Meisterin jetzt auch dort lägen, wäre niemand mehr, der es wüßte. — Niemand mehr? Wissen's andere denn nicht auch?"

Damals fing er an, den Leuten genauer ins Gesicht zu sehen, wenn sie an ihm vorbeigingen. Faßte ihn einer scharf ins Auge, so war er gleich überzeugt, daß er eingeweiht sei. Aber die Beobachtungen widersprachen sich, die gleichen Leute gingen bald mit forschenden, bald mit gleichgültigen Blicken an ihm vorbei, und niemand behandelte ihn schlechter, als man ein geringes Knechtlein eben behandelt. Da er nach Paulis Tod kräftiger an Karst und Hacke und sogar in die Pflugsterze gestellt wurde, schied das Geheimnis nach und nach aus seinem Gedankenkreis aus, und in Menschikon, wo er den Apfelbaum, unter der ihm Pauli einst die teuflische Anspielung ins Gesicht gespien hatte, nicht mehr vor Augen sah, zerschwamm die Erinnerung an den Vorfall ganz. Jetzt war sie wieder da, quälender, als an dem Tag, da der Röhrli Reigel sein Weidenband an Pauli versucht hatte.

Die Anna-Regel rief zum Essen. Blasi hätte am liebsten gefastet, stieg aber doch in die Stube hinunter, von der Hoffnung geleitet, der Meister lasse merken, wie er den Spruch auffasse. Unter der Tür fing er noch ein Wort der Meisterin auf: „Es hat mir ganz den Appetit verschlagen." Sie hatte es also auch gemerkt.

Man aß, fast ohne zu sprechen. Blasi würgte an jedem Bissen, aber er schlang doch sein gewohntes Maß hinunter. Es entging ihm nicht, daß der Röhrli Reigel nur dergleichen tat, als ob er esse, dafür aber mit Gabel und Messer einen um so größeren Lärm machte, damit seine Eßunlust nicht auffalle und ihm Bemerkungen seiner Frau zuziehe. Das war kaum nötig. Obschon es ihr den Appetit verschlagen hatte, griff die Meisterin zu wie ein Drescher, und bald glänzten ihre Lippen und ihr Kinn vom Fett. Als sie so weit war, daß sie ihr Schürzenband etwas lockern mußte, sagte sie zu ihrem Mann: „So, jetzt hast du wieder einmal

gegessen, wie's der Brauch ist!" So war es immer, sie verwechselte das, was sie verzehrte, mit dem, was er zu sich nahm und jede Woche konnte man sie ein paarmal sagen hören: „'s kommt nur drauf an, in was für eine Haut man ißt. Ich esse fast nichts und gehe dabei jedes Jahr aus den Nähten, dir könnte man das ganze Jahr kücheln, du würdest doch ein Rebstecken bleiben."

Alle drei hatten Gabeln und Messer in die Teller gelegt. „Jetzt habt ihr das letzte Mal Dörrfleisch gegessen", sagte die Meisterin wieder, um die unbehagliche Stimmung zu brechen. „Nächste Woche muß ich das Höckerli auf die Stör nehmen. Das kostet Geld, wenn man kein eigenes Fleisch im Haus hat."

„Wir werden schlachten müssen," meinte der Bauer trocken, „ich tu's zwar nicht gern in der Osterwoche, aber .."

Damit war auch dieses Gespräch erschöpft, und man verließ den Tisch.

„In acht Tagen kommt das Disteli ins Haus", dachte Blasi und wußte nicht, sollte er sich daraus eine Freude oder einen Verdruß machen. Den ganzen Nachmittag lag er im Baumgarten an der Sonne, den Blick auf das Fenster gerichtet, hinter dem er das Mädchen vermutete. Aber es ging dort nichts vor. Dagegen verließ der Röhrli Reigel gegen Abend das Haus und schlug den Fußweg ein, der zwischen Weißdornhecken zum Pfarrhaus hinunterführte. Was mochte er vorhaben? Wollte er es machen wie der Schlosser Notz? Nach einer halben Stunde tauchte er schon wieder auf. Blasi stellte sich ihm wie von ungefähr in den Weg; aber der Meister war nicht mitteilsam und hatte für den Knecht kein anderes Wort als: „'s könnt' Reif geben heut nacht."

Was lag Blasi am Reif? Die ganze Nacht wälzte er sich in seinem Bett, er fühlte deutlicher als je, daß ihn etwas Unheimliches umgab, daß er in einem Netz zappelte, das von Schalchen bis nach Menschikon reichte.

Am Morgen erschien der Metzger Winiger. „Aha," dachte Blasi, „zu dem ist der Meister gestern gegangen! Wer wollte auch für ein Knechtlein zum Pfarrer laufen!" Er nahm einen Strick und ging zum Schweinestall. Der Metzger, ein kleines Männchen, stand im weißen Schurz und mit dem Messergurt angetan, neben dem Zuber, in dem das Brühwasser dampfte. Er hielt eine schwere Axt in den Händen, die beständig zitterten, denn er war nicht nur Metzger, sondern auch Wirt zum ‚Rebstock' und tat seinen Gästen öfter Bescheid, als seinen Nerven zuträglich war.

„Hast du deinen Spruch schon eingerahmt?" lachte er Blasi entgegen. Der Bursche sah auf und gewahrte gerade noch, wie sein Meister dem Metzger mit den Augen zu verstehen gab, er möchte schweigen. „Das fängt heut schon früh an", dachte Blasi, und fühlte eine heiße Blutwelle in den Kopf steigen.

„Geh' in den Stall," redete ihn der Meister an, „und hol' sie heraus." Blasi tat wie ihm geheißen war und trieb und schob das widerstrebende Tier vor sich her an den Zuber, an dem er es festband.

„Du könntest mir die Sau schlagen", meinte der Metzger, „so viel Kraft wirst du schon haben, du bist ja jetzt konfirmiert. Wart' bis sie stillhält und dann grad auf die Stirne." Damit hielt er ihm die Axt entgegen.

Blasi sah ihn einen Augenblick unschlüssig an und langte dann nach der Axt. Es war ihm, sie komme ihm entgegen, mit einem Ruck war sie zwischen seinen Fingern festgeklemmt. Er warf einen Blick auf das Schwein, das mit blöden Augen in die Sonne blinzelte und die ungewohnte reine Luft beschnüffelte. Ja, Blasi konnte das grad brauchen, seine verhaltene Wut auszulassen. Er erhob die Axt und schlug sie dem Tiere so unbändig auf den Kopf, daß es ohne einen Schrei überschlug. Er blickte es einen Augenblick wie verwundert an und warf dann die Axt von sich. Es war ihm auf einmal leichter geworden. Als er aufsah, fiel sein Blick auf den Meister, der ihn erschreckt anstarrte, aber gleich gelassen anredete: „Du hast es gut gemacht, Blasi. Du kannst jetzt gehen, die Kleinzelg muß heute morgen geeggt werden, schirr' den Laubi und den Spiegel an!"

Blasi kam dieser Tagesbefehl unerwartet, er hätte beim Schlachten helfen sollen, so war es abgemacht gewesen, und es hätte ihm Spaß gemacht. Aber er ging ohne ein Widerwort. Der Metzger schabte rasch dem Schwein den Hals und stieß ihm ein blankes schmales Messer hinein. Ein Blutstrahl schoß aus dem Riß und ergoß sich im Bogen in die Schüssel, die die Anna-Regel hinhielt, indem sie emsig mit einem kleinen Besen darin rührte. Der Röhrli Reigel sah wie geistesabwesend zu, es fuhr ihm etwas durch den Kopf, er stand dem grausigsten Tag seines Lebens gegenüber:

Er ist als Soldat in der Stadt, auf dem Richtplatz, am Froschmarkt. Grad vor ihm das schauderhafte Gerüst. Er muß mit seinen Kameraden die andrängenden Leute fernhalten. Ein Glöcklein läutet mit dünner Stimme. Langsam rollt ein Wagen daher, die Blutknechte zerren einen Mann herab. Er ist bleich und schon halb tot. Sie drängen ihn aufs Gerüst und schnallen ihn fest. Er wehrt sich nun einen Augenblick, aber schon klappt der Tisch mit ihm um und das Beil zischt herab. Ein Blutstrom aus ein paar Röhren spritzt heraus. Es ist das nämliche Blut, das in Blasis Adern fließt. Sein Vater hatte den Viehhändler Ehrensberger auf dem Weg zum Markt ermordet und beraubt und den Leichnam im Sand der Thur verscharrt. Schulden und Hunger hatten ihn in die Tat hineingestoßen.

Der Röhrli Reigel war bei dem Schauspiel halb ohnmächtig geworden, er hatte sich an den Schultern seines Kameraden halten müssen, der auch nicht viel fester stand. Zu Hause las er in der Zeitung etwas, das ihn aufs neue rüttelte, nämlich, daß die Frau des Hingerichteten wahnsinnig geworden sei und versorgt werden mußte, und daß noch ein Büblein von nicht einmal vier Jahren vorhanden sei. Die ganze Nacht arbeitete und drängte es in ihm. Am Morgen wanderte er nach Wildbach zum Armenpräsidenten und setzte ihm auseinander, was ihn beweget. Man dürfe das arme Büblein, das sich ja nichts vermöge, nicht da aufwachsen lassen, wo jedermann von seinem Vater wisse. Er sei nicht reich, aber er wolle es zu sich nehmen, wenn es der Pflege so recht sei. Er meine es ohne Kostgeld, denn wer die Sache auf dem Froschmarkt gesehen habe, könne nicht ans Geld denken. Der Präsident erkundigte sich in Schalchen nach dem Abraham Leutenegger — das war der rechte Namen des Röhrli Reigels — erhielt guten Bericht, und ein

paar Tage später brachte ein Rennwägelchen das Bübchen nach dem Röhrlihof.

* * *

Während der Meister beim Metzger stand, ohne recht anzugreifen, ging Blasi auf der Kleinzelg neben der Egge den Acker auf und ab. Jetzt, da ihm die verhaltene Wut aus den Armen herausgefahren war, fühlte er sich freier. Es kam ihm sogar einmal die Lust, mit der Peitsche zu knallen, was bei ihm immer der Ausdruck froher Laune war. Aber der Knall geriet ihm nicht, der Arm, der die Freude schwingen sollte, blieb gelähmt.

„Was liegt an dem Spruch", sagte er zu sich, um den Mißmut zu verscheuchen, obwohl er ganz wohl wußte, daß es nicht der Spruch war, sondern das Geheimnisvolle, das dahinter lag.

Die folgenden Tage vergingen auf dem Neuhof mißmutig und wortkarg. Am Karfreitag sollte Blasi zum ersten Male an den Nachtmahltisch treten. Er zog sein Konfirmationskleid an, konnte sich aber nicht zum Gehen entschließen. Er erinnerte sich an die Stunde, in der der Pfarrer vom Seelenzustand gesprochen hatte, in dem man das gesegnete Brot und den Wein in sich aufnehmen müsse und von dem, was der sich esse und trinke, der das Mahl unwürdig genieße. Es waren drohende, harte Worte gewesen. Blasi fühlte nichts als Auflehnung und Haß in sich und fand den Mut zum Kirchgang nicht. Er wollte sich nicht sein Gericht essen.

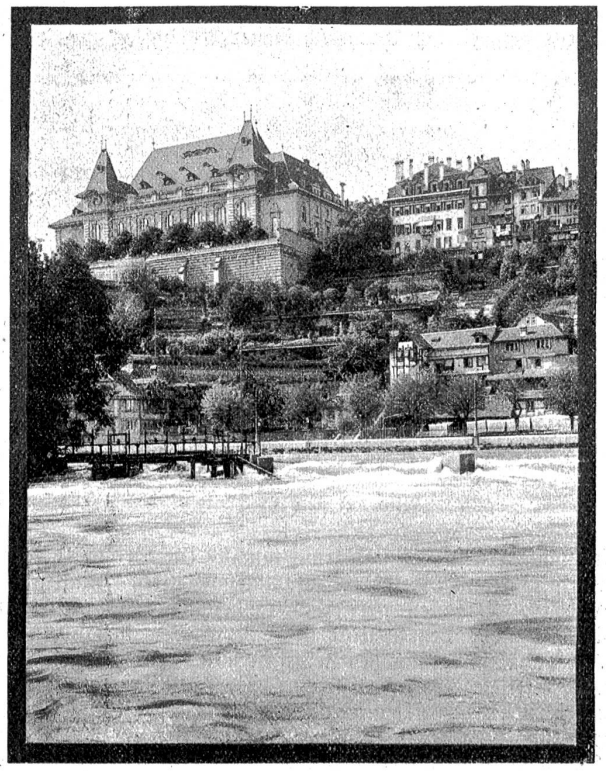
„Kommt jetzt, Blasi", rief ihm die Anna-Regel von der Küche herauf, „es fängt schon an zu läuten."

„Ich komm' schon", gab er zurück.

„Wir gehen, schließt das Haus ab!"

Er ließ die Meistersleute gehen und wartete, bis das Einläuten verstummte. Dann verließ auch er das Haus, es war ihm zu eng, zu dumpf, er mußte hinaus in die Luft. Die Kirche hielt ihn aber doch in ihrem Banne und ließ ihn nicht zu weit weg. Er stieg auf den Kilchrain. Dort konnte er auf den Friedhof hinab- und sogar durch ein offenes Fenster in die Kirche hineinsehen. Er legte sich ins junge, aufgrünende Gras. Die Töne der Orgel und der Kirchengesang drangen zu ihm herauf und dann von Zeit zu Zeit einige abgerissene Worte der Predigt.

Es kam über Blasi eine seltsame Stimmung des Ausgeschlossenseins. Unten waren sie beieinander, sie bildeten eine Gemeinde, sangen und beteten miteinander, die Kirche war wie ihr gemeinsames Heimathaus. Das war sie ihm nicht. Er gehörte nicht zur Gemeinde, zu keiner. Die Religion, wie er sie an andern wahrnahm, war ihm immer etwas Fremdes geblieben, und er meinte jetzt zu wissen warum: weil keine Muster neben ihm stand. Freilich hatte er auch



Bern: Das Kasino und die Terrassengärten über der Aare.

in der Schule Religionsunterricht genossen, wie man das nennt. Da stand ja im Stundenplan zweimal Religion, das einemal zwischen Rechnen und Turnen, das anderemal zwischen Naturgeschichte und Sprachlehre. Einmal hatte der Lehrer in der Religionsstunde die Katze behandelt, weil die Naturgeschichtsstunde zu kurz gewesen war. Der Zufall wollte es, daß gerade der Inspektor eintrat. Der Lehrer ließ sich aber durch den unerwarteten Besuch nicht beirren und führte aus, wie die Katze als Muster der Reinlichkeit betrachtet werden könne, wie die Reinlichkeit eine der ersten Menschentugenden sei, und wie man nicht nur am Körper, sondern noch viel mehr an der Seele rein sein müsse. Daher sei denn auch die Katze in alten Zeiten als heiliges Tier verehrt und angebetet worden. So wurde aus der Naturkundstunde eine Religionsstunde. Den Schülern war der Kniff des Lehrers nicht entgangen, sie lachten nachher lange darüber, Blasi aber dachte mit Unbehagen an die Stunde; alles was der Lehrer gesagt hatte, war schön, aber es war doch etwas Häßliches vorgefallen. So empfand er es dunkel.

(Fortsetzung folgt.)

Bern als Wohnort.

Das Verkehrsbureau Bern leistet geradezu Hervorragendes auf dem Gebiete der Reiseliteratur. Seinen wertvollen, in rascher Reihenfolge erschienenen Publikationen hat es als 5. Opus ein schmuckes Bändchen folgen lassen, das die Stadt Bern als Wohnort schildert*). Alles was einer Stadt das Charakteristikum gibt, was sie dem täglichen Leben bietet, ist darin erschöpfend, mit einer vorzüglichen Beobachtungsgabe und genauen Sachkenntnis in verschiedenen Abschnitten behandelt. Wo immer möglich, werden die Aufstellungen durch statistisches Material bewiesen. Wir erfahren z. B. die Menge der Niederschläge, die Sonnenscheinverhältnisse, erhalten genaue Auskunft über die Steuern u.s.f. Und

*) Bern als Wohnort. Bearbeitet von H. Behrmann. Geographischer Kartenverlag Bern Kümmerly & Frey.